

Giekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Giekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



Flieger über London.

Eine Londoner Erzählung aus den Spätherbsttagen 1915.
Von Justus Schoenthal

(Fortsetzung.)

„Nehmen Sie mir meinen Freimut nicht übel, Herr Hauptmann; aber wenn ich ganz ehrlich sein darf, Sie kommen mir verändert vor. Es liegt so etwas Unnatürliches in Ihren Scherzen, so etwas Gefünsteltes, Gezwungenes, beinahe möchte ich sagen, Unschönes. In jedem Wort klingt ein schriller Unterton mit.“

„Mag sein, daß Sie recht haben. Entschuldigen Sie das alles mit meiner doch wohl begreiflichen Nervenüberreizung. Weshalb soll ich auch schlechter Stimmung sein?“

Er stützte nachdenklich den Kopf in die Hand.

Als Atterley schwieg, fuhr er fort:

„Übrigens weiß ich nicht, weshalb Sie mir zur Flucht raten, nachdem zur strengeren Durchführung meines Hausarrestes der Minister noch einen oder wohl gar mehrere Engel mit flammendem Schwert vor die Paradiesstufen hat pflanzen lassen. — Seien Sie unbesorgt, ich bin in spätestens 48 Stunden auf deutschem Boden.“

„Wissen Sie das bestimmt? Ich hatte nämlich daran gedacht, ob wir Sie nicht als Matrose oder dergleichen auf einen unscheinbaren Segler oder ein unbedeutendes Dampferchen verdingen könnten, das nach Holland fährt. Sie werden hoffentlich so klug sein, nicht mit dem großen Postdampfer zu fahren. Da werden Sie ja sicher heruntergeholt.“

„Nein, Mister Atterley, ich lasse jetzt einfach das Uhrwerk abschnurren; ein Rädchen in diesem Uhrwerk sind auch Sie und gar kein unwichtiges. Wollen Sie mir einen Gefallen tun?“

„Wenn ich Ihnen helfen kann, Captain, — Sie wissen, daß Sie auf mich unbedingt zählen können.“

„Gut! Ich hatte nichts anderes von Ihnen erwartet. Schlagen Sie ein!“

Die beiden Männer schüttelten einander die Hände und sahen sich dabei tief in die Augen.

„Vor allem eins! Seien Sie mir nicht böse, daß ich mich auch Ihnen gegenüber für einen Captain Longford ausgab, der ich niemals gewesen bin.“

Lachend versetzte der Hilfsensor:

„Das großartige Paradoxon, daß Sie, der wirkliche Spion, mich als den vermeintlichen Spion festnehmen lassen, gehört wohl auch in dieses Kapitel? ... Aber im Ernst, wie wollen Sie aus diesem Hause entkommen?“

„Das lassen Sie bitte meine Sorge sein! Es wird ein Ereignis eintreten, das mich in glücklicher Weise unterstützt. Übrigens werden Sie selbst es noch früh genug erfahren.“

Über Atterley glitt es wie eine Erleuchtung.

„Sie werden womöglich gar mit einem Flugzeug entfliehen?“

„Erraten!“ lachte der Hauptmann. „Aber bitte, etwas leiser! Die Wände haben manchmal so feine Ohren, und Sie kennen ja unsere Paradiesengel. Wollen Sie die Liebenswürdigkeit haben, diesen Brief hier an die Dame noch heute zu besorgen?“

Atterley besah flüchtig die Aufschrift. Sie lautete an Marianne von Roggenhusen.

Er steckte den Brief zu sich.

„Sie verstehen, es ist keine andere Möglichkeit, mit der Außenwelt zu verkehren. Der Fernsprecher ist mir zu unsicher. Sagen Sie ihr, bitte, ausdrücklich, sie möge keinen Versuch machen, mich durch den Fernsprecher zu erreichen. Im übrigen bitte ich Sie, im Hause des Viscount mit keinem Wort zu erwähnen, daß ich des Hochverrats verdächtig bin.“

„Aber selbstverständlich! — Sie unterschätzen meine geistigen Fähigkeiten.“

„Und nun das Wichtigste! Den Brief übergeben Sie der Baronesk wenn möglich in Abwesenheit des Viscount! Schlimmstenfalls natürlich in seiner Gegenwart, unter keinen Umständen aber später als heute! Sie wird ihn lesen und Ihnen darauf einen kurzen Bescheid erteilen, entweder „ich bedauere!“ oder „es ist gut!“ Diesen Bescheid geben Sie sofort durch den Fernsprecher an Mister Smith weiter, einfach mit den Worten, sie solle mir sagen, „bedauere sehr“, oder „es ist gut“, damit ich unterrichtet bin. — Im letzteren Falle, also wenn das Freisräulein Ihnen „es ist gut“ antwortet, wird sie mit Ihnen verabreden, wie und wo Sie stets zu erreichen sind. Sie werden dann mir die letzte Gefälligkeit auf englischem Boden zu erweisen Gelegenheit haben. Darf ich Sie darum bitten?“

„Ich tue alles, was Sie von mir verlangen und bin froh, wenn ich etwas für Sie tun kann.“

„Also, dann sehen Sie bitte einmal diese Karte an!“
Er schlug eine Generalstabskarte der Südküste von England auf und deutete auf Margate.

Dorthin fährt abends ein Zug, der um ein Uhr fünf Minuten eintrifft. Wenn die Baronesk Ihre Hilfe in Anspruch nimmt, werden Sie sie zu diesem Zuge bringen, und zwar werden Sie dann nicht vom Nordufer der Themse abfahren — aus Gründen, die Sie sich dann selbst erklären können. — Sie werden die Dame mit einem Wagen oder, falls Sie keinen aufreiben, mit der Untergrundbahn oder einem andern Verkehrsmittel zum Bahnhof von Brighton bringen, dort zwei Fahrkarten zweiter Klasse bis hierher lösen, in Canterbury umsteigen und, wie gesagt, um ein Uhr fünf Minuten hier eintreffen. Sie werden für alle Fälle einen Handkoffer bei sich haben; darin werden einige Gegenstände sein, die die Baronesk für notwendig hält, einzupacken. Aber Sie werden vor allem dafür Sorge tragen, daß eine ordnungsmäßige Fliegerausrüstung dabei ist, Kappe, Fernglas, wetterfeste Zoppe und so weiter ... und ferner eine Schwimmmweste!“

Atterley sah den Hauptmann starr an.

„Ja, Sie wollen doch nicht etwa mit der Baroneß entfliehen?“

Der Offizier senkte das Haupt.

„Ganz einwandfrei ausgedrückt: das Freifräulein äußerte den Wunsch, nach Deutschland zu fliegen. Ich lasse diesen Wunsch, wenn sie den Mut dazu findet, in Erfüllung gehen.“

„Sie sind . . . ein ganz unglaublicher Mensch sind Sie! Haben Sie denn Fischblut in den Adern?“

„Nein, nur Nerven wie Schiffstau.“ entgegnete der andere lachend. „Aber geben Sie bitte noch ein Augenblickchen acht! Sie werden dort“ — er dämpfte seine Stimme zum Flüstern und deutete wieder auf die Karte — „den Bahnhof verlassen und — Sie kennen wohl die Gegend?“

„Ganz zuverlässig!“ bekräftigte der Hilfszenfor.

„Nun, dann werden Sie die Landstraße nach Süden leicht finden. Im Notfall suchen Sie nach einem Wegweiser hierher!“

Sein Finger wies auf Ransgate.

„Etwa einen Kilometer südlich vom letzten Hause von hier werden Sie das Krächzen eines Raben hören, etwa so rrrrcha, rrrrcha! Darauf gehen Sie zu, lassen Ihre Taschenlampe leuchten und — das weitere wird sich finden. Haben Sie das alles verstanden? Ja? Dann haben Sie die Güte, mir das alles ausführlich zu wiederholen, damit nicht durch ein Mißverständnis das ganze Abenteuer über den Haufen geworfen wird. Bei aller notwendigen Kaltblütigkeit wollen wir doch nie vergessen, daß es um Hals und Kopf geht!“

Atterley wiederholte den ganzen Auftrag zur Zufriedenheit.

„So“, meinte der Hauptmann. „Dann wollen wir auf das Bedeihen einen kleinen Schluck trinken!“ und er entnahm dem Wandschränkchen eine bauchige Vorkflasche und goß zwei Gläschen voll.

Atterley hob sein Glas gegen den Offizier.

„Alles Gute! Alles Gute!“

Bedächtig erwiderte der Hauptmann:

„Und, — wenn das nicht zuviel gesagt ist, — daß wir uns nach dem Krieg in Freundschaft wiedersehen!“

„Ja, sind Sie denn gar nicht ängstlich? Sind Sie wirklich so frohgemut, wie Sie scheinen?“

Longford bot Zigarren.

„Mit der Angst ist es eigentümlich. Die Wahrheit zu sagen, ich fühle jetzt keine oder fast keine Beklemmung. Ich habe so etwas wie eine Gewißheit in mir, und das gibt mir eine stählerne Ruhe. Es ist alles aufs sicherste vorbereitet, sage ich mir . . . Sehen Sie, ängstlich war mir zumute, als ich das Verhängnis gleich einem treibenden Brock auf mich zu steuern sah und nie wußte, wann es einträfe, ob jetzt, in einer Stunde, heute oder morgen. Es kam eigentlich ziemlich spät. So fand ich mit jedem Tag mehr Zeit, mich auf viele, nach menschlichem Ermessen auf alle Möglichkeiten zu wappnen und einzurichten . . . Glauben Sie mir: als heute das Mädchen die Karte des Ministers hereinbrachte, da empfand ich nicht etwa Angst oder Beklemmung oder gar Todesfurcht, sondern aufrichtige Freude, wie etwa ein Arbeiter über die Vesperglocke am Feierabend. . . . Ich darf jetzt also Feierabend machen, Gott sei dank! Ich bin ehrlich genug, Ihnen zuzugeben: Ein zweites Mal möchte ich mich nicht in den Mälstrom stürzen, ein zweites Mal nicht!“

„Gangten Sie in den — es sind wohl über vier Wochen? nicht wenigstens hin und wieder um Ihr Leben?“

„Im eigentlichen Sinne zweifellos nicht. Aber besonders in den ersten Tagen lastete eine Unruhe auf mir, die ich kaum schildern kann. Sie können sich das nicht ausmalen, allein zu sein gegen 46 Millionen Menschen, sich langsam sozusagen von ihren geistigen Dämpfen benebelt zu lassen, stets die vorzeitige Entdeckung befürchten . . . mich gruselt, wenn ich daran zurückdenke. Ich kann Ihnen versichern, daß ich meine Aufgabe nie durchgeführt hätte, ja nie die seelische Kraft aufgebracht hätte, sie durchführen zu können, wenn ich immer in der Umgebung von Menschen gleich Lord Southriffe oder Lady Edith hätte leben müssen. Es war ein unendlicher Vorteil für mich, daß ich ein paar aufrechte Männer wie Sie und den Viscount fand, und es war ein weiteres unsagbares Glück für meine Sendung, daß mich der Zufall mit der Baroneß zusammenführte. Ich verrate kein Geheimnis, wenn ich Ihnen eingesteh, daß gerade diese Plauderstunden in meiner Muttersprache mich wunderbar erbaute

und gestärkt haben. Sonst . . . ja, sonst hätte ich's wahrscheinlich nicht ausgehalten und wäre draufgegangen.“

Er sah zur Uhr.

„Nun genug geschwätzt! Es ist Dinerzeit. Besorgen Sie bitte meinen Brief! Von den vielen Briefen und Briefchen, die ich in diesen Wochen meines Londoner Aufenthaltes schrieb, wird es voraussichtlich der letzte sein. Vielleicht ist es überhaupt mein letzter. Aber . . . das glaube ich nicht. Menschen wie ich sind nicht so leicht unterzukriegen. Ich glaube nun einmal an meinen Stern.“

Die beiden Männer hoben nochmals die Gläser gegeneinander, blickten sich nochmals tief in die Augen und schieden schweigend mit einem Händedruck.

16. Kapitel.

Marianne von Roggenhusen.

Marianne brachte die beiden Halbwaisen zu Bett.

Die Kleinen hatten nach Kinderart ihre Mutter schnell vergessen und gingen nun an der sanften Tante mit all der Zärtlichkeit, deren ihre Kinderseelen fähig waren.

Sie dachte über den Besuch nach, den ihr am Nachmittag Edith Southriffe abgestattet hatte.

Man hatte auch von Longford gesprochen . . . Es war merkwürdig. Eigentlich hatte doch wohl die Lady die Sprache auf ihn gebracht . . . Ja, wenn sie es recht überlegte, so schien der Hauptmann der einzige Zweck ihres Kommens gewesen zu sein . . . War sie eifersüchtig? Verdross es die vielumworbene Lady, daß auch dem bescheidenen baltischen Freifräulein ein Mann den Hof machte? Welchen Grund mochte sie sonst haben, ihr des langen und breiten zu erzählen. Longford habe ihr einen Antrag gemacht, aber eine kräftige Absage erhalten. Ueberhaupt sei Longford ein gefährlicher Mensch, vor dem man sich hüten müsse. Es könne nachteilige Folgen haben, wenn man sich zu weit mit ihm einlasse; die nächsten Tage schon würden allerlei ergeben, was für die Beurteilung seines Charakters keinesfalls günstig sei . . .

Was sollten diese dunklen Andeutungen?

Sie war der Lady nie recht freundlich gewesen; heute aber wurde sie ihr ernstlich gram. Mußte man ihr denn dieses Restchen Freude mißgönnen, sich mit einem Menschen, der ihre Muttersprache wirklich beherrschte, in aller Gründlichkeit ausplaudern zu können?

Ob sie Longford liebe, hatte die Lady lauernd gefragt. Sie hatte ausweichend geantwortet, wie die Lady auf diese sonderbare Frage verfallt.

„Nun, wir Frauen brauchen doch keine Geheimnisse voreinander zu haben!“

Nein! Lady Edith war kein innerlich vornehmer Mensch, kein Edelmannsch! —

Sie setzte sich auf einen Stuhl im Kinderzimmer und hing weiter ihren Gedanken nach.

Da fühlte sie, wie jemand hinter sie getreten sei. Die Tür hatte sich geöffnet, und der Viscount stand auf der Schwelle. Sein Antlitz trug einen feierlich-ernsten Ausdruck zur Schau.

Marianne begrüßte ihn freundlich.

„Sie sind schlechter Stimmung, Schwager? Haben Sie Aerger gehabt? Oder — ich habe den ganzen Tag schon unter Angstzuständen gelitten — ist etwas Schlimmes —? — Um Gottes willen, was ist vorgefallen?“

Der Oberst bot seiner Schwägerin den Arm.

„Ich wollte Sie eben zu einer Besprechung bitten, Marianne.“

Sie verließen das Kinderzimmer und nahmen am Kamin in der großen Diele Platz.

Der Viscount begann mit umflorter Stimme:

„Sie wissen, Marianne, daß ich seit Wochen bemüht bin, Nachrichten aus Roggenhusen zu erhalten. Heute sind sie eingetroffen. Sie sind . . . sie lauten nicht günstig. Das Gut ist von abziehenden Kosaken geplündert, das Wohnhaus teilweise in Brand gesteckt worden. Seit Ende Mai hat ein deutscher Brigadegeneral mit seinem Stabe dort Quartier genommen.“

Marianne schlug in zitternder Angst die Augen auf.

„Und . . . Georg, Schwager? Was ist aus Georg geworden? Er . . . lebt doch?“

Wie der letzte Schrei eines todwunden Tieres klang die Frage.

Der Viscount blickte zu Boden.

„Er ist . . . er ist leider . . .“, stammelte er verlegen,

„Leiber schwer verwundet worden; entweder war's eine Kussentugel oder ein abgeirrtes deutsches Geschöß.“

Mariannes Gesicht war blutleer. Ihre Brust hob und senkte sich hastig. Sie preßte wie in unsäglichem Weh die Hände gegeneinander.

„Schwager, ich fühle es an Ihrem Ton: Sie verschweigen mir das Letzte. Sagen Sie mir alles, — alles! Ich bin müßig Aller schlimmste gefaßt!“

„Es ist das Schlimmste, Marianne! Er ist von den Kosakischen Blünderern ermordet worden. Deutsche Offiziere haben ihn mit allen Ehren zu Grabe getragen.“

„Ermordet!“ Marianne schrie wild auf. „Mein Bruder! Mein Bruder!“

Dann verlor sie die Besinnung. — — —

Als sie wieder erwachte, fand sie sich in ihrem Zimmer. Die Jose ihrer verstorbenen Schwester war um sie beschäftigt. Man hatte kölnisches Wasser und Lannenduft im Zimmer gesprengt.

„Ist Ihnen jetzt wieder besser, Baroneß?“

Marianne nickte leise.

„Darf ich den Herrn Viscount verständigen, daß das gnädige Fräulein zum Diner kommen werden?“

Sie nickte wieder, gleichsam unbeteiligt.

Das Mädchen verschwand.

Sie erhob sich von dem Ruhebett, auf dem sie lag. Es blänkte sie fast, als sei alle Bewegungsfähigkeit aus ihren Gliedern gewichen. Sie wankte zur Türe. Wie leblos schritt sie aus. Als sie mühsam die Türe geöffnet hatte, stand ihr Schwager vor ihr.

„Ich wollte mich soeben nach Ihrem Wohlfinden erkundigen.“

Sie dankte ihm mit einem tränenersfüllten Blick.

„Wenn ich Trostgründe wüßte, Marianne, würde ich sie vorbringen. Aber ich weiß keinen, nicht einen einzigen, der Ihren Schmerz lindern könnte. Lassen Sie mich lieber schweigen!“

Wieder traf ihn ein dankbarer Blick.

„Stützen Sie sich fest auf mich!“

Und mit zarter Behutsamkeit, wie eine Schwerkranke, geleitete er sie die Treppe hinab zum Speisezimmer.

Keine Silbe ward zwischen ihnen gewechselt, während sie die Mahlzeit einnahmen.

Marmorne Blässe war über Mariannes Züge gebreitet. Hinter ihrer Stirn jagten sich die Gedanken. Tausend Gedanken an die Jugendzeit auf dem fernen, fernen Gut, an die Wintervergüßungen im nahen Mitau, an die leider früh verstorbenen Eltern, an den Winter bei Hoje in Petersburg, an Schwester Hildegards Hochzeit mit dem fremden Grafen, an Bruder Georgs Lustigkeit . . . und viele, viele andere Dinge. Das alles sollte nun nicht mehr sein. Sie hatte keine Eltern, keine Geschwister mehr . . . Bleischwer rann das Blut durch ihre Schläfen. Stockend sammelte sie ihre Gedanken.

Und eine große Sehnsucht faßte sie an, unbezwingbar, unzählbar, die Sehnsucht nach der Heimat, nicht nach Roggenhufen, nicht nach Mitau, nur nach dem Land, dem grünen, weiten Land, wo man ihre Sprache sprach, und die Menschen anders, so ganz anders waren als hier.

Und plötzlich warf sie die grausamen Worte in die Stille:

„Ich werde England verlassen!“

Der Oberst fuhr empor.

„Wie, Marianne? Sie wollen — — —?“

„Dringen Sie nicht in mich, Schwager! Ich weiß, Sie meinen es gut mit mir. Aber ich . . . ich kann nicht mehr. Ich will nach Deutschland fahren!“

„Nach Deutschland, Marianne? Haben Sie auch bedacht, daß Sie ein anderes Deutschland finden werden, als Sie verließen, ein vom Kriege bedrücktes, ein unter der Geißel der Zeit schwer leuzendes, aus Millionen Wunden blutendes Deutschland?“

„Vielleicht, Schwager, vielleicht ist es wirklich so, wie hier die Blätter schreiben. Aber ich will deutsche Menschen um mich sehen, die heimeligen Fachwerkgiebelhäuser am Bregel und am Memelstrom schauen und tausendfach aus aller Munde meine Sprache klingen und widerklingen hören.“

„Marianne, Sie vergessen, daß die Seereise heute nicht so gefahrlos ist wie in Friedenszeiten. Die Nordsee ist mit Minen verseucht; der Dampfer, der Sie zur neutralen Küste trägt, kann von einem deutschen Unterseeboot versenkt werden.“

„Ich säue die Gefahr nicht! Hier ist mir, als stünde ich mit bloßen Füßen auf eisigem Boden.“

„Marianne!“ — Eine fremde, früher kaum gekannte Wärme lag auf diesem Wort. „Marianne, fassen Sie nicht vor schnell Ihre Entschlüsse! Denken Sie daran, daß uns beiden das Schicksal übel mitgespielt hat! Wollen Sie mir nicht helfen, die Zukunft neu aufzubauen?“

Sie sah ihn mit seltsam geweiteten Augen an. Das Klang . . . Ja, wie Klang das mir? . . . Sie lauschte, als vernehme sie ferner Glocken Sang.

„Marianne! Ich wollte das, was sich mir jetzt auf die Lippen drängt, noch in meiner Brust verschließen, bis der Tag nahte, an dem vielleicht auch Ihre Wünsche den meinen entgegenreisten. Wir haben beide durch das Grauen des Krieges unendlich viel verloren. Ich weiß nicht, wer von uns beiden schwerer zu tragen hat, ich, aus dessen Heim die Gattin gerissen ward, oder Sie, der das Schicksal Schwester und Bruder glaubte. Glauben Sie mir: Ich fühle wirklich und aufrichtig mit Ihnen! Ich teile buchstäblich Ihren Schmerz! Ich habe Mitleid in des Wortes tiefster Deutung: denn ich leide mit Ihnen. Es ist einsam in uns, einsam um uns geworden: Wollen, müssen wir beiden Einsamen uns da nicht fester zusammenschließen gegen die Tücken des Schicksals, sollen wir uns nicht viel lieber die Hände reichen und mit einem Blick voll Tränen und voll Hoffnung zugleich den Weg gemeinsam beschreiten, der noch vor uns liegt? Was soll ich beginnen, wenn auch Sie dies Haus verlassen? Ist Ihnen nicht ein heiliges Vermächtnis Hildegards gerade in den Kindern geworden? Sie wissen, wie sehr sie an Ihnen hängen!“ —

Purpurne Röte übergoß ihre Stirne. Sie schlug die Augen nieder und hob wie abwehrend die Hand.

(Fortsetzung folgt.)

Igme.

Eine finnische Zmatralegende.

Deutsch von Marie Behmering.

In dem Lande der dunklen Seen, wo hohe Tannen und Fichten sich über bemooßte Felsen erheben, war das entzückende Mägdelein Igme geboren. Sie war schlichter Leute Kind, aber ein Engel an Schönheit und Güte.

Sie liebte alle Menschen und alle schauten sie mit innigem Wohlwollen an. Die Jünglinge waren von ihrem Liebreiz und die Greise von ihrem Wohlwollen bezaubert. Stolz auf diese Perle der Jugend, grüßten die Skalden Worte der Bewunderung in Runen und sangen Igmes Lob in alle Lande hinaus unter Begleitung der melodischen „Kantele“. Wo die jugendliche Igme als Gast erschien, da flogen die beglückten Herzen ihr entgegen, denn sie brachte jedem Freude und Trost. Sie hatte für jeden ein ermunterndes Wort und selbst in dem kummervollsten Gemüte vermochte sie noch die Flammen der Hoffnung zu entfachen.

Der milde Adersmann vergaß für einen Augenblick die Schwere des Fluges, wenn Igme lächelte. Der Fischer zog beherzt aufs stürmische Meer hinaus, wenn sie ihm einen glücklichen Fang verhieß. Weder die ausschweifigen Felsenriffe noch der Schneewirbel auf den Bergen schreckten den Jäger, wenn sie ihn durch ein Bücheln ermunterte.

Die Leute wußten alle, daß während ihrer Abwesenheit die gute Igme ihr Haus besuchte, ihren Frauen beistand und ihren Kindern lauschige Märchen vom Zauberer Sjowa erzählte, der im Silberpalast auf dem Grunde des Wuosjassus lebt.

Weit über die Grenzen des Landes hinaus verbreitete sich der Ruf von der hängenden Menschenliebe und der blendenden Schönheit Igmes.

So hörte von ihr auch der mächtige Ritter Westling, der im fernen Lande des Westens lebte.

Er entbrannte von dem Wunsche, die schöne Igme zu sehen, und an der Spitze seiner in schwerer Rüstung starrenden Truppen zog er als nach dem Lande der dunklen Seen, der grünbemooßten Felsen und der hohen Tannen und Fichten.

Sobald Westling anlangte und die herrliche Igme anschaute, blieb sein Blick an ihrem goldblonden Haar, an ihren blauen Augen haften und er richtete an sie gleich die Frage: „Wilst du mit mir ziehen? Ich mache dich zu meiner Gattin, ich gebe dir mein bestes Pferd. In einem kostbaren Schlosse sollst du leben und silberdurchwirkte Gewänder tragen. Nenne mir die Namen deiner Eltern, damit ich dich von ihnen als Weib erbitte und dein Geschlecht kennen lerne!“

„Ich gehöre allen und keinem!“ erwiderte die liebliche Igme. „Gern will ich mit dir gehen, wenn du auch nur einen einzigen Finnen, der damit einverstanden ist, daß ich meine Heimat verlasse.“

Lange suchte der Ritter nach solch einem Menschen in dem Lande der Seen, doch — vergebens! Er konnte niemanden finden. Alle liebten Igme und keiner wollte auch nur den Gedanken einer Trennung von ihr aufkommen lassen.

Da entschloß sich Ritter Westling, Igme zu entführen. Sie erriet jedoch seine hinterlistigen Pläne und verbarg sich bei ihren Freunden, und — in jedem Haus suchten ihre Freunde! — Westling wurde wütend. Er drohte demjenigen mit dem Tode, der vor ihm das schöne Mädchen verbarg. Im Lande der dunklen Seen fürchteten die Leute jedoch weniger den Tod als den Verlust ihrer Igme.

„Ich werde das Land zerstören und nicht einen Stein auf dem anderen lassen! Ich werde auch alle vernichten, wenn Igme nicht mit mir geht!“ So lautete die Drohung des erzürnten Westling und er ließ sein großes Heer an die Küste der Woupa heranziehen, um von dort das Land der dunklen Seen zu überfallen. Da trat Igme aus ihrem Versteck hervor.

„Warum willst du meinen armen Landsleuten die Freude und den Trost rauben?“ fragte sie den Ritter Westling.

„Niemand soll sich seines Lebens freuen, wenn Westling kranzig ist!“ erwiderte er voll Ingrimm.

„Höre, du fürchterlicher Ritter, was ich dir sage: ein entsetzliches Schicksal erwartet dich, wenn du dich erlaubst, mich mit Gewalt an dich zu reißen!“ rief Igme warnend aus.

Doch die Prophezeiung der fähigen Jungfrau schreckte Westling nicht ab. Befehlend erhob er seine Hand und gebot, Igme zu ergreifen.

Plötzlich als der Sturm dahinbrauß, eilte die wundervolle Jungfrau mit aufgelöstem Haar zum steilen Ufer der Woupa.

„Oh Sünne, nimm dich einer an!“ schrie sie auf und stürzte sich in die schäumenden Wogen.

Ihr Verzweiflungsschrei fand ein Echo im Herzen des alten Bauberers Sünne. Er fing Igme mit seinen Armen auf und verdeckte sie in seinem Silberpalast, auf dem Grunde der Woupa.

Mit Wutgeschrei sprang der tollkühne Westling sein feuriges Ross an und wollte auch nach dem Silberpalast des Sünne stürmen. Ihm nach folgte seine getreue Leibwache. Schon am Gestade jedoch erhob sich ein fürchterliches Geräusch, das selbst die mächtigen alten Föhren erschütterte. Das war der Zorn des alten Sünne. Er wühlte den Boden der Woupa auf, die sich bis zur unermesslichen Tiefe herabsenkte. Mit reißendem Strome jagten die Wellen, tauelnd Steine aus dem tiefen Flußbett hinausjubilierend, dem Ritter und seinen Reifigen entgegen.

Das mutige Schachross Westlings erschütterte vor Schrecken. Es gehorchte seinem Reiter nicht, blieb wie angewurzelt auf der Höhe des Abgrundes stehen und stützte die Füße fest auf die harte Erde. Der Ritter zog sein Schwert und fuhr drohend mit der Waffe durch die Luft. Da sank die Erde und das steile Ufer senkte sich bis zum Wasserspiegel — den Menschen und Vierden zum Verderben. Sie wurden von den gewaltigen Wogen gepöbelt, die der erzürnte Sünne ihnen entgegenrollte, bis der fähige Ritter Westling und seine Getreuen sich vor Entsetzen zu Stein ver wandelten.

So hatte der unbefohlene Ritter Westling das Land der dunklen Seen seiner Schönheit Igme beraubt. In diesen sinnigen Minuten haben die Säger das Andenken an diesen Verlust verewigt; noch ertönt das Lied zum Preise der Milde und Armut der entschwantenen Igme, und — traurig klingen seit damals die Seiten der Kantella. Doch dafür hört man munterbroden im ganzen Lande das Brausen des Wasserfalles — das ist die Stimme Igmes, die fortfährt, mit ihrem geliebten Volke zu sprechen. Und dieses Volk hegt den Glauben, daß einst der Tag kommen müsse, da der rauschende Strom die unbeweglichen Steine zertrümmern und da Sünne die gefangene Igme freilassen werde. Dann wird, wie die Sage berichtet, das goldhaarige Mädchen den Frohsinn zurückbringen nach dem Lande der dunklen Seen, der bemoosten Steinfelsen und der hochragenden Tannen und Fichten.

Büchertisch.

— **Nettsch, Carl.** Das Haus Brabant. Genealogie der Herzoge von Brabant und der Landgrafen von Hessen-Carmstadt. Im Selbstverlag des Historischen Vereins für das Großherzogtum Hessen. Teil I (1918). 78 S. 4^o. 12 Mk., Kurzausgabe 60 Mk. (Vorzugspreis für Mitglieder des Historischen Vereins: 6,40 Mk. und 30,40 Mk.)

Ein genealogisches Werk. Wer außer dem Fachgelehrten mag sich mit trockenen Stammtafeln befassen, die doch nur dem Eingeweihten etwas zu sagen vermögen? Die nimmt man am liebsten gar nicht in die Hand. Aber in diesem Falle liegt in zweierlei Hinsicht die Sache dann doch anders. Durch die Eroberung des Stammlandes unseres großherzoglichen Hauses ist in diesem Krieg das Interesse für die alte Frage des hessischen Erbrechts auf Brabant neu geweckt worden. Der Marburger Altivar Dr. Carl Nettsch hat schon in einer 1915 erschienenen Schrift die brabantischen Ansprüche des Hauses Hessen eingehend dargelegt und sich in einem im „Hessenland“ veröffentlichten Nachtrag für ihre Berechtigung ausgesprochen, aber Widerspruch erfahren. Während in einer anonymen Artikelreihe des Wiesener Anzeigers 1915 ein Anspruch auf das Herzogtum Brabant auf Grund des Reichslebensrechtes bestritten, dagegen ein solcher auf das Familiengut nach brabantischem Vordrecht anerkannt wird, lehnt eine so gewichtige Stimme

wie die des Darmstädter Hofbibliothekers J. K. Dietert jegliche Annahmefähigkeit nach beiden Richten ab. Wie man sich zu dieser Frage auch stellen mag, es bleibt erfrischend, daß ihre erregte wissenschaftliche Behandlung wieder in Fluß gekommen ist. Dies die eine Seite. Die andere ist darin zu erblicken, daß die übersichtliche Anordnung der Tabellen und die Unirfarbigkeit der in den Erläuterungen mitgeteilten Tatsachen ein Bild von den ausgedehnten Familienbeziehungen des Hauses und den Schicksalen seiner Glieder gibt, das auch auf den Laien seine Anziehungskraft ausüben wird. Der Verfasser geht von der Feststellung aus, daß die Genealogie des Hauses Brabant seither insofern zu kurz gekommen ist, als die landesgeschichtlichen Bearbeitungen den hessischen Zweig dem thüringischen Stamm angeprobt, das Haus Hessen also gewissermaßen nur als eine Nebenlinie des thüringischen betrachtet haben. Das war mitberurteilt durch die Tatsache, daß Heinrich I., um seine Ansprüche auf Hessen zu begründen, sich als den Fortsetzer des thüringischen Stammes erklärte und sein väterliches brabantisches Wappen mit dem mütterlichen thüringischen vertauschte. Nun legt Nettsch zum ersten Male eine vollständige Stammtafel des ältesten europäischen, in die karolingische Zeit zurückreichenden Fürstentums vor, dessen einzigen noch grünenden Zweig eben unser großherzogliches Haus und seine hiesigen Agnaten bilden. Der jetzt erschienene 1. Teil führt auf sechs Tafeln mit begleitendem Text die Genealogie von dem Ahnherrn Giselbert (816) bis zu Philipp dem Großmütigen († 1567), im ganzen 20 Generationen mit 176 Personen umfassend. Sämtliche den einzelnen Namen gewidmeten Artikel beruhen auf gründlichen Studien unter erschöpfender Benutzung der Literatur und eines ausgezeichneten ungedruckten archivalischen Materials, aus dem eine Menge seither unbekannter Tatsachen und neuer Aufschlüsse gewonnen wird. Sie geben in knapper Fassung die notwendigen Daten aus dem Lebensgang des einzelnen Familiengliedes, soweit sie bekannt geworden sind, und nennen auch die Begräbnisstätten. Bedeutende Fürsten sind ausführlicher behandelt. Ein Vorzug sind die Nachrichten über natürliche Kinder und ihre Schicksale, die man sonst in genealogischen Werken seltener zu finden pflegt. Illustriert wird der Band durch vier prachtvolle Wappentafeln von der Hand Ubbelohdes und einer farbigen Wiedergabe des brabantischen und des hessischen Löwen auf dem Titelblatt von demselben Meister, der das Buch auch durch Leisten und Bismetten geschmückt hat. Die vorzügliche übrige Ausstattung wird im Verein mit diesen künstlerischen Beigaben auch dem verübten Bibliophilen Befriedigung gewähren, und man muß dem Historischen Verein Anerkennung sollen, daß er trotz des Krieges ein in jeder Beziehung so hervorragendes Werk herausgebracht hat. R. G.

— „Als englischer Missionar von China in die Heimat“ von Friedrich Merand (Verlag August Scherl G. m. b. H. Berlin, Preis 1,25 Mk. einschließlich Feuerungszuschlag). Die tollkühne Flucht eines deutschen Ingenieurs!

— Das Mäheft von „Deutschlands Erneuerung“, der politischen Monatschrift (F. F. Lehmanns Verlag, München; Preis für das Einzelheft 1,80 Mk.) bringt aus der Feder des Geschichtsforschers Geheimrat Professor Dr. Schäfer eine umfassende Arbeit über die „Neugestaltung des Mens“, an die sich eine zum erstenmal veröffentlichte Denkschrift anschließt, welche bereits im Jahre 1915 entstanden ist. Aus dem weiteren Inhalte des Heftes sei erwähnt, daß der originale Denker Franz Kaiser über „Die große und die kleine Liebe“ philosophiert; Professor Dr. Freiherr v. Liebig schreibt sehr geistreich und beherzigenswert über organisch gebundenes und künstliches „Wachstum“, wobei er mannigfache Gebiete in Kunst und Politik streift. Schulrat Dr. Rohmeyer erhebt wohl begründete Ansprüche auf „Deherrliche Grenzübertrugungen gegen Italien.“ Carl Christian Bry weist in dem Aufsatz „Die Bücherfabrik“ auf die großen Gefahren hin, die unserem ganzen geistigen Leben, Schrifttum wie Schriftstellern, aus dem rein geschäfts- und fabrikmäßigen Betriebe bestimmter

— Die Weltbühne, der Schaubühne XIV. Jahr, Wochenschrift für Politik, Kunst, Wirtschaft, herausgegeben von Siegfried Jacobsohn, enthält in der Nummer 22: Notizbuch, von Germanicus; Reimar Hobbing, von Johannes Fischart; Tragik der Sprache, von Hans Natonek; Das Psychofenogramm, von Rudolf Kurz; Eine Arbeiterdramaturgie, von Fritz Troop; Ergebnisse, von Alfred Grimewald; Emilia Galotti, von Alfred Volgar; Im Käfig, von Theobald Tiger; Allerlei, von Alfons Goldschmidt; Antworten.

Gleichung.

(a-b) + c + d + e + 1/2 f = x
a Singstimme, b Spielart, c deutsch-russische Stadt, d Waffe
e Füllwort, f weiblicher Vorname.
x militärischer Titel.
(Auflösung in nächster Nummer.)

Auflösung des Vexierbildes in voriger Nummer:
Bild von der linken unteren Ecke betrachten. Kopf zwischen den
Knieen des Offiziers.